



Günther Ortmann, Dr. rer. pol., schreibt als Professor für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg Bücher über Organisation und zuletzt über »Management in der Hypermoderne«.

Günther Ortmann

Jürgen Link: »Bangemachen gilt nicht auf der Suche nach der Roten Ruhr-Armee.

Eine Vorerinnerung.« Roman.

Was für ein Buch. Was für ein Ziegel. Ein Losgehtsganzvonselbst des Erinnerns und Vorwärtserinnerns. 923 atemlose, nein: atemberaubende Seiten, die von (nicht) normalen Fahrten erzählen, von Tramptouren und Grubenfahrten in die Jahre um 1968 (Achtundsechzig: wie erstarrt das aussieht nach diesem Jubiläumsjahr!) und zurück in die Zukunft, vorbei an »der »Natur«, wie wir ein kleines Stück unkrautbewachsener Wiese unter den aufwärtsgeschwungenen Spiralkurven der Einfahrten in die über den Parkplatz von Intermotor 3 gespannte NS 7 getauft hatten«, vorbei an frisch bemalten Bunkern und Straßenbahndepots, Werkstoren und Schrebergärten, Edith Piaf und »Schmidtchen Schleicher«, »Hüttenpartisan« und »Zündung« – hatten die proletarischen Postillen damals, im Ruhrpott, so schöne Namen? –, Eckkneipen und belgischen Raststätten, Oradour-sur-Clane und »Vorkriegswinklichkeiten« bei Charleroi, »nicht bombardiert, verdammt poetisch«, Zickzackschleichwege der Geschichte. Es treten auf: rechte SPD-Betriebsräte und »die linken Geschichtsprofs an den Ruhrünis«, polnische Omas und blonde, blonde Mädchen, Stoppelrusen und Kittelschöne, Studenten, die »Honnef« kriegen, und Arbeiter, die Mitleid mit ihnen hatten (»sie selber wären niemals an die Bänder gegangen, weder für Kohle noch für Politik«), und, selbstverständlich, Chatoten, mit Kampfrufen wie »De-es-ka-la-zjon« und »Weg-mit-den-Geheimratsecken«, alle miteinander zugange



im großen Ruhrverkehrsverbund, alle stets engagiert in Thema 1, Thema 2, Thema 3 und Thema 4: Sex, Sport, Geld, Politik. In dieser Reihenfolge. (Allerdings »in unserem Falle eigentlich mehr Thema 4«.)

Das klingt nun alles vielleicht reichlich stark nach Ruhrromantik und Kruppbarock. Keine Sorge, dazu ist Jürgen Link, Professor für Neuere deutsche Literatur und Autor des »Versuchs über den Normalismus«, viel zu genau, zu raffiniert und – zu »verdammt poetisch«. Schon diesen sozialwissenschaftlichen Versuch zu der Frage, wie Normalität in der Moderne produziert wird – nicht zuletzt durch *scientific* (und post-heroisches?) *management* –, hat er mit wohlkalkuliert eingestreuten »(nicht) normalen Fahrten« aus der Literatur angereichert/kontrastiert, von Döblins »Berlin Alexanderplatz« bis Sybille Bergs »Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot«. Von Nostalgie ist dieser Autor denkbar weit entfernt, obwohl die Lektüre ein Ziehen auslöst, einen Sog, fast hätte ich gesagt: eine Wehmut, auch weil das Buch, nicht zuletzt eine Art (Auto-)

Biografie der Studentenbewegung, einen Drive, einen Rhythmus und einen Sound hat, der einen hineinzieht und einem die Ohren und die Augen öffnet. Der Roman ist lang. Hat er Längen? Na, lang ist auch die 18-Minuten-Version von »Take Five«, und das ist ja gerade das Schöne, dank des Sounds von Dave Brubeck. Bei Link ist es immer mal wieder ein zart-ironisch verfremdeter Ruhrpott-Sound, dessen Eigenheiten in Sachen Tempi – »die Maschine hat sich nun mal weiter drehen gemusst« – sich der Autor gleich für sein virtuosos Hin-und-her-in-der-Zeit zunutze macht.

Also: Wenn Sie die Jahreszahl 1968 nicht mehr hören und sehen können, nicht die Totengesänge eifriger Renegaten und nicht den Weihrauch über dem Klischee, gerade dann muss es heißen wie bei Lichtenberg: »Wer zwei paar Hosen hat, mache eins zu Geld und schaffe sich dieses Buch an.« Es ist was für alle 5 Sohlen Ihres Gehirnpüts.

Das Feuilleton redet ja gern von dem deutschen Roman der Nachkriegszeit, respektive seinem bedauerlichen Ausbleiben. Nun, hier ist mal einer, der es in sich hat: erinnerungs-mächtig, präzise, (selbst-)ironisch, witzig, nüchtern und dann doch (auto-)poietisch in seiner Kraft, innerhalb realistischer Szenarien Spielräume vor-(aus)zusehen, Scharniere, mithin Öffnungen zu möglichen Ab-Wegen der Geschichte, nicht zuletzt in Gestalt von lauter mehr oder auch minder ernstesten Zukunftssimulationen. Die poetologische Hinter- oder Seitentür, die der Autor dafür benutzt, ist ein »Pfortchen in der Mauer« aus Omas zerfleddertem Märchenbuch, »wodurch man Blicke ins auf uns zukommende zukünftige Dasein tut« – »ins

Diesseits der Mauer, gerade nicht ins Jenseits, vielmehr heraus aus dem Jenseits, das war der Trick bei dem Pfortchen, so wie wir das unbewusst mitgekriegt hatten: so dass wir uns umdrehen müssen und den Rücken kehren zu all den verpassten Gelegenheiten«, dann aber so, dass die Mauer »uns den Rücken freihalten muss und wir von dem Pfortchen eine Art Rückenwind spüren, um ins Diesseits anrücken zu können, wo der Rückenwind dann plötzlich in den Schwebesog der offenen Zukunft übergeht, wobei immer mehr Neue und Unbekannte klammheimlich durch das Pfortchen nachsickern, so wie illegale Einwanderer ins Land einsickern ...« Ich stelle mir Walter Benjamin vor, dessen Fahrt in Port Bou endete: Was würde er heute zu diesem Pfortchen sagen? Eine Raffinesse des Romans liegt in diesem Spiel mit der (verlorenen?) Zeit – im Rückgang auf ein Nicht-Mehr, um von da aus auf ein Noch-Nicht zu blicken, das aber jederzeit bedroht ist, manchmal gar, wie wir Heutigen schon wissen können, inzwischen schon zerstört. Da macht man Augen – mit Blick auf ein Heute, von dem man sieht, dass es anders werden konnte, als es wurde (und anders werden kann, als es ist).

Oder, um es mit einer Ausstiegsparole aus Jürgen Links Vorerinnerung zu sagen: WNLIA. (Weder Noch Lieber Irgendwie Anders.)